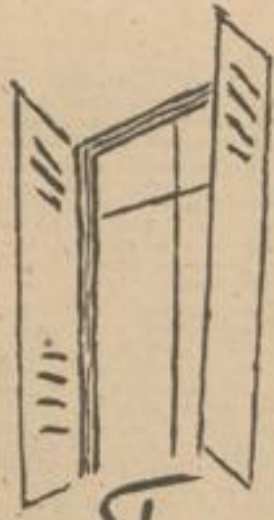


# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher neue Zeitung. 1947-1949 1947**

[1] (29.8.1947) Das Fenster



# Das Fenster

BEILAGE DER SÜDDEUTSCHEN ALLGEMEINEN

Das Fenster führt aus der Enge in die Weite der Welt — aus der Weite in die Enge der Wohnung. Licht dringt herein, frische Luft. Das Wahre, das Ungeschminkte soll von hier aus empfängt werden und von außen her einströmen. Ein Fensterblick vermag nur Ausschüttung zu geben, aber es soll durch so viel eingefangen sein, wie es die Kunst der Schreibenden und der Zeichnenden vermag. Die nächste Beilage will versuchen, das Schicksalhafte der Frau in unserer harten Zeit auf gleiche Art zu umreißen in Wort und Bild.

## SPECK

Von Hildegard Pieritz / Berlin

Sie saßen nicht am offenen Fenster, sie saßen am Tisch, und doch drang es bis zu ihnen. Der Mann hob den Kopf und zog die Luft in kleinen Stößen durch die Nase. Speck!, sagte er.

Die Frau blickte nicht auf von dem Stopfzeug in ihrem Schoß. Sie blähte nur die Nasenflügel dem Duft entgegen. Zwiebeln?, sagte sie. Speck! wiederholte der Mann. Zwiebeln, beharrte sie. Er erhob sich und ging zum Fenster. Und ich sage dir — Speck! Manchmal sind es auch Bratkartoffeln. Aber heute ist es Speck!

Die Frau hatte ganz ruhig dagesessen. Aber jetzt warf sie das Stopfzeug auf den Tisch, sprang auf, und ehe der Mann sich vom Fenster zurückgewandt hatte, war sie fort — er hörte nur noch die Tür klappen und ihre eiligen Schritte auf der Holztreppe.

Speck oder Zwiebeln? rief die Frau unten durchs Küchenfenster der Nachbarin zu.

Amerikanischer Büchenspeck, bäh, sagte die Alte hämisch und dabei stellte sie die Büchse ins Fenster.

Amerikanischer Büchenspeck, sagte die Frau, als sie ins Zimmer trat.

Also doch Speck! Amerikanischer Büchenspeck. Speck ist Speck — jedenfalls keine Zwiebeln.

Die Frau nahm ihr Stopfzeug und setzte sich draußen auf die Holztreppe.

Wir werden den Kühlschrank verkaufen, sagte er.

Ja — — — Er ist zu nichts mehr nütze.

Aber wer wird einen Kühlschrank kaufen?, fragte sie.

Amerikaner, sagte er, oder Leute, die das Gaswerk prellen. Außerdem solche, die etwas kühl zu halten haben, — Vorräte.

Wenn man ihn verkaufen könnte, meinte die Frau nachdenklich — aber leider brauchen wir Geld. Man weiß nicht — — —

Ja, sagte der Mann, verkaufen müßte man ihn, — wir könnten Speck genug dafür haben. Wenn man sich einmal richtig antessen könnte, sagte er. Ich träume Nacht für Nacht davon.

Wovon?, sagte die Frau. Sie hob den Kopf und lauschte zur Decke. Da war es wieder, ein leises Klopfen oder das schwache Aufstoßen eines Stockes.

Sie ruft mich, sagte die Frau, und verließ die Küche. Man hörte wie sie die Treppe emporstieg.

Der Mann sah auf den Kühlschrank nieder. Er öffnete ihn. Der dumpfe Geruch eingeschlossener Luft schlug ihm entgegen. Er ließ das Schloß zuschnappen, es federte kurz und knallend. Dann war es still in der Küche. Oben gingen die Schritte der Frau hin und her, man hörte das kurze Husten der Tochter.

Der Mann verkaufte den Kühlschrank. Es war einfacher als er gedacht hatte. Eintausendfünfhundert, sagte der Käufer und legte die Scheine auf den Küchentisch.

Gut, sagte der Mann.

Als der andere gegangen war, begann er zu zählen. Während er bisher mit den Augen gezählt hatte, zählte er jetzt mit den Fingern. Er setzte sich und zählte noch einmal mit der ganzen Hand.

Fünfhundert wirst du kriegen, hatte sie gesagt.

Fünfhundert? Er lachte auf. Er sah ihr Gesicht vor sich, ungläubig zuerst, dann erschrocken, abwehrend beinahe. Alles Schwankende ihres Da-

seins würde in dem Augenblick in Angst zusammenfließen. Ich habe den Preis nicht gemacht, sagte er.

Der Mann stand auf, er ging zum Fenster, sah blicklos in die Ruinenwand gegenüber. Es war still in der Wohnung. Oben begann die Tochter zu husten.

Siebenhundert würde sie auch überraschen, dachte er. Es ist mehr als wir zurücklegen müssen für den Fall — — — Sie soll einen weißen Sarg haben, weißen Flieder soll sie haben.

Er stand noch immer am Fenster — und plötzlich hob er den Kopf. Da war es wieder! Durch die Luft zog gleichmäßig der Duft von gebratenem Speck.

Sie brät wieder, dachte er, und trat zurück. Made im Speck!

Aber da, wie er verächtlich noch, und wie einer, der ausgespuckt vor Ekel, dachte: Made im Speck, kam es über ihn, daß er die Wohnung verließ und aus dem Hause ging, um Speck einzukaufen.

Auch das war einfacher als er gedacht hatte. Man brauchte nur den Anderen. Der Andere stand irgendwo am Zaun. An vielen Zäunen standen sie, hinter Büschen, in Hauseingängen, darin sie verschwinden konnten wie die Ratten ins Loch. Es drängte an ihn heran, flüsterte von allen Seiten, wich schattenhaft zurück.

Zigaretten, Schokolade, Butter, Brot, raunte es. Speck, flüsterte eine Stimme, Speck!

Der Mann sah auf, zögerte. Er sah den Anderen stehen, der fettige Leinwand lehnte ihm zwischen den Beinen. Alles ging ohne Worte vor sich. Eine Summe wurde genannt.

Der Mann zitterte als der Andere ihm zwei Speckseiten in den Beutel schob. Er fühlte wie seine Mundwinkel bebten und wie es leer wurde vor Begierde in seinem Kopf. Lehnte sich einen schwachen Augenblick lang an den Zaun, schluckte am Speichel, schluckte ihn in sich wie Wasser.

Speck, dachte er, Brot mit Speck — ein Messer. Das Taschenmesser mit Stehklinge.

Er erreichte die Wohnung wie im Rausche. Drinnen war Stille. Die Frau war von ihrem Ausgang noch nicht zurück. Der Mann legte den Beutel auf den Küchentisch. Das Papier hatte den Inhalt nur schlecht umschlossen, und an der Stelle, die er beim Tragen an sich gedrückt hatte, war der Stoff durchtränkt von Fett. Der Mann sah es, und er sah mit staunender Andacht einen Augenblick lang auf den dunklen Fleck. Dann aber griffen seine Hände zu, zogen Brot und Speck aus dem prallen Beutel. Da lagen sie, goldbraun geräucherter Leiber, kantig und gerundet zugleich. Auch die harte Schlinge der Häuserschur war da wie in der Kindheit. Er sah die Mutter mit gebaltem Stock ihre Speckseiten in den Rauchfang hängen, roch wieder den scharfen, würzigen Duft. Er hatte die Augen geschlossen, seine erinnernde Phantasie jagte an Speckrindern hin, — auch dann noch, als er schon nach dem Messer griff, dem Kriegsmesser mit Stehklinge. Einen Vorgriff kann ich mir leisten, dachte er mit listerner Logik. Er setzte das Messer an und schnitt in den blühenden Speck. Wie zart und geschmeidig die Scheibe abfiel und weißer und reiner die nächste. Dann zog er mit wilder Freude das Messer durch den Brotlab. Er hatte einen kleinen Kanten nehmen wollen, aber jetzt zog er es mitten durch. Er aß mit großen glasigen Augen, kaute, seine Nasenflügel blähten sich vor Genuß. Danach wollte er aufstehen und den Abendtisch für sich und die Frau richten. Speck und Brot in der Mitte, Teller und Eßbesteck. Er erhob sich indessen nicht, um Tischtuch und Teller zu holen. Indem er dachte wie er die Frau überraschen wollte — auch die sieben, Scheine, die er nicht angerührt hatte, mußten auf dem Tisch liegen — setzte er das Messer von neuem an. Wie überrascht sie sein würde! Er sah sie gegenüber sitzen am gedeckten Tisch mit ihren sparsamen Bewegungen und dem sparsam belegten Brote, indes ihm der Speck auf der Zunge schmolz. Und plötzlich hatte er etwas gegen den gedeckten Tisch, gegen Teller und Gabel, gegen Einteilung und Ordnung, ja gegen die Frau. Zum Teufel, dachte er, und griff noch einmal nach dem Messer.

Wir teilen, dachte er gesättigt. Ihre Hälfte ist unversehrt, und dabei regte es sich wie Vorwurf, wie Reue oder Bedauern

in ihm, daß ihm die ganze Freude gestört war. Er wußte, daß er mit ihr zusammen keinen Bissen mehr würde essen können an diesem Abend. Er wußte, daß es falsch gemacht hatte, und daß alles verkehrt war, — daß er wie ein Dieb an sich selber gewesen war.

Verdammt, sagte er, und ließ das Messer einschnappen.

In dem Augenblick hörte er die Stimme der Frau vor dem Fenster. Sie sprach mit der Nachbarin. Blitzschnell überflog er den Tisch, das zerschnittene Brot, den gemetzten Speck. Er sah sich ausgeliefert und preisgegeben. Scham und ungesättigte Gier brannten ihn, — und plötzlich raffte er Brot und Speck und schob das Ganze hastig zurück in den Beutel. Dann wischte er die Krümmen vom Tisch, die Krümmen, die er sonst einzeln mit dem Finger aufgelesen hatte. In die leere Mitte legte er eilig die sieben Scheine. Schon hörte er, wie unten ihre Schritte sich der Haustür näherten. Dachte entsetzt: Wohin?

Auf den Dachboden, antwortete es, ins Gebälk, zwischen Schutt und Gerümpel.

Ist der Schrank verkauft?, sagte die Frau später, und blieb vor der leeren Stelle stehen.

Er wies mit einer Kopfbewegung auf die Scheine und ging aus der Küche.

In der nächsten Nacht erwachte er davon, daß die Frau sich regte, daß sie aufstand und die Treppe emporstieg zur Tochter. Halb noch im Schlafe hörte er ihre Schritte, er hörte die Tochter husten, stoßweise zuerst bis es sich zum Anfall steigerte und abklang. Gleich danach setzte es von neuem ein. Darüber wurde der Mann ganz wach. Vielleicht kann ich helfen, dachte er, sie wird mich rufen wenn sie mich braucht.

Die Frau schien länger als sonst auszubleiben, vielleicht hatte sie sich für die Nacht eingerichtet.

Der Mann stand auf, er fuhr in die Hosen und zog den Mantel über. Vielleicht muß ich helfen, dachte er wieder. Zugleich wußte er, daß dies ein Vorwand war, und daß ein anderes ihn vom Bett hochgetrieben hatte. Einen Augenblick lang stand er unschlüssig lauschend, dann schlich er durch die hintere Tür auf den Dachboden.

Ich habe Hunger, sagte er zu sich. Immer hat man Hunger, und nachts tut einem der Magen weh davon. Er hatte Zündhölzer zu sich gesteckt, aber als er oben ankam merkte er, daß er sie nicht nötig hatte, denn der volle Mond schien durch das eingeschlagene Dach. Die zerrissenen Sparren starrten wie Arme, und über Schutt und Gerümpel lag das Netzwerk des Mondschattens. In der Ecke unter den zerbrochenen Möbelstücken fand er den Beutel so, wie er ihn hingelegt hatte. Niemand hatte daran gerührt, kein Mensch und kein Gott. Das war ihm unheimlich, und es beruhigte ihn fast als er merkte, daß er sein Geheimnis mit einer Maus teilen mußte. Sie hatte das Papier zernagt, die Spur ihrer scharfen Zähne stand wie ein Siegel im Speck.

Der Mann setzte sich auf einen Kistenrand nieder und begann zu essen. Er schnitt keine Scheiben mehr, er schnitt Kanten und Stücke. Es machte ihm eine besondere Lust zuzubeißen, die Bewegung der Kiefer zu fühlen. Einmal regte sich etwas in der Schattenecke, und als er hochsah war es die Maus, das kleine Nachtgespenst. Sie saß da und sah ihn mit schwarzen Glanzaugen an. Der Mann hörte auf zu kauen, er fühlte Fett und Speichel am Kinn, es störte ihn nicht. Mit Speck fängt man Mäuse, ging es ihm durch den Kopf, während er fortfuhr zu essen, — mit Speck fängt man Mäuse. Er aß jetzt nicht mehr aus Hunger oder weil es ihm besonders wohl schmeckte. Er aß aus Zerstörungslust und weil im Rhythmus des Kauens die Gedanken über ihn kamen. Es war wieder Krieg, er hatte Schnaps, viel Schnaps in sich, und dann kam das Zustechen mit blankem Bajonett und der Ekel. Und dann kam der Blutausch.

Mit Speck fängt man Mäuse. Er kaute und biß, Schweiß stand ihm auf der Stirn. Als er hochsah, saß dort noch immer die Maus. Sie saß da, graugeschwärtzt, unbeweglich, und starrte ihn an. Er warf einen Speckbrocken nach ihr und die Graue entschwand. Gleichzeitig glaubte er ein Geräusch auf der Treppe zu hören, und da, wie er argwöhnisch und klopfenden Herzens zur Tür schielte, sah es ihn an. Bei der rückdrehenden

Wendung erhaschte er das Weiße zweier Augenlider, — er war nicht mehr allein.

Vor ihm lag ein Mann auf den Knien, das dunkle Haar fiel ihm wild in die Augen und sein Gesicht glänzte vor Fett wie die Tätze, mit der er sich jetzt durchs Haar fuhr. Er glich einem zottigen Hund, und wie er sich jetzt zurücksetzte, dachte der Mann: Auf die Keulen — er hat sich auf die Keulen gesetzt. Vor ihm lagen die fetten Brocken weiß im Monde. Der Mann zitterte, bis er merkte, daß es ein Stück des zertrümmerten Spiegels war, das ihn narrte. Aber auch dann zitterte er noch. Gleichzeitig packte ihn eine teuflische Lust. Auf die Knie, murkte er, auf die Pfoten, Bestie!

Und das Spiegelglas ging in die Knie, fiel auf die Hände, stieß zu mit dem Maul, wühlte lustvoll mit Raubtierzähnen, fraß, riß den zarten Speck von der Schwarte, daß es knackte.

Und dann ließ auch das nach. Der Mann fürchtete sich aufzusehen, denn als er lauernd dem Blick des anderen begegnete, ballte das Spiegelbild die Hand zur Faust, und dann schlug es zu, schlug dem Tier ins tiefende Fettgesicht.

In dem Augenblick fühlte der Mann sich angerufen. Er erhob sich taumelnd, wischte leer, wie nachtwandelnd, übers zerstörte Gesicht, das wild fallende Haar. Er fand die Treppe, fühlte sich auf dem Bettrand sitzen. Das Zimmer war dunkel und kreiste um ihn. Dann ging die Tür auf, jemand trat ins Zimmer.

Wird der Arzt kommen?, fragte die Stimme der Frau.

Der Arzt? Ja, sagte er, ich habe ihn nicht angetroffen.

Die Frau sah weit ins Leere. Sie ist heute nacht gestorben, sagte sie.

Während sie dann ging um der Toten den letzten Beistand zu leisten, stand der Mann auf, er tastete sich im Dunkel zur Küche und erbrach sich vor Übelkeit und menschlichem Ekel.

(Nachdruck verboten.)



ZEICHNUNG VON BERT JOHO, PFORZHEIM

## Walt Whitman

„Für göttlich halten wir Helden und Religionen — Ich sage nicht, daß sie nicht göttlich seien, Ich sage: aus dir sind sie emporgewachsen, Und immer können sie weiterwachsen aus dir.“

Walt Whitman wurde 1819 auf Long Island geboren und starb 1892. Er war Landarbeiter, Zimmermann, Buchdrucker, Zeitungsschreiber, in Bürgerkriegs-Soldat — und einer der großen Dichter Amerikas. Die Sammlung seiner Gedichte, unter dem Titel „Gesammelte“, ist auch in Deutschland sehr bekannt geworden. Er war ein Mann, der an die wahre Demokratie in der Welt glaubte und meinte, daß es die großen idealistischen Ideen sind, welche die Völker in der Welt zusammenführen, aber nicht ihre großen Lebenskräfte.

# Herbst

Von Max Geisenheyner

Gleich hinter dem zweistöckigen, langgestreckten Hause meines Großvaters, das ihn einst gehört hatte und in dem er nur noch zwei Zimmer als Mieter bewohnte, stand in dem Garten, der ihm als Besitz geblieben war, ein großer alter Apfelbaum mit mächtig ausladenden starken Ästen und einer gewaltigen Krone. Er wird mir immer in der Erinnerung bleiben, und ich will von ihm erzählen, damit er auch durch die Gedanken der Leser seine Äste strecke mit den herzförmigen leckern Äpfeln daran, wenn es dann sich nur Traumfrüchte sein werden, die der Hand ausweichen, wenn sie sich nach ihnen ausstrecken möchte.

Mein Großvater war ein schweigsamer Mann. Einmal hat er lange zu mir gesprochen und davon will ich erzählen. Er liebte seinen Garten über alles und verbrachte jede freie Stunde in ihm. Schon bei meinem ersten Fernaufenthalt in dem kleinen märkischen Städtchen, in dem er lebte und das ich so sehr lieben gelernt habe, war es mir aufgefallen, daß der Großvater, wenn er nachmittags vom Rathaus kam, wo er eine Schreibstelle bekleidete, bei jedem Wetter zuerst in den Garten ging, unter dem Apfelbaum stehen blieb und zu ihm hinaufschaute, bevor er weiterrückte. Immer stärker grub sich im Laufe der Jahre dieses Bild in meine Gedankenwelt ein: Der große hagere Mann in langem, schwarzem Gehrock, den Kopf umweht von feinem silberigem Haar, die blauen Augen in den tiefen Höhlen neben der kräftigen Nase strahlend nach oben gerichtet, die schmalen, bartlosen Lippen in leiser Bewegung, als rede er mit dem Baum.

An einem Herbstferientage, ich stand damals im fünfzehnten Lebensjahr, es war ein Tag vor meiner Abreise, ging er mit mir zusammen in den Garten. Er mochte mich wohl leiden. Das hatte ich von Jahr zu Jahr immer mehr erfahren. Aus seinem Kopfkissen, wenn ich, der ich von Natur ebenso schweigend war wie er, etwas sagte, über den Garten, die Wiesen, das Vieh, ich spürte sein Wohlwollen, wenn er mir bei Tisch einen besonders guten Brocken zuschob, wenn er mir ein Buch auf den Nachttisch legte.

Aber er sprach mit mir nie über das Gelesene, er lächelte nur zustimmend, wenn ich dazu etwas in schwärmerischen Worten bemerkte, oder er brummte wohl: „Du mußt das Buch noch einmal lesen!“ Als er an diesem letzten Abend mit mir durch die Gärten gegangen war, die wie immer heftig knarrte und wir unter dem Apfelbaum wie auf Verabredung gemeinsam stillstanden, legte er seine Hand um meine Schulter und sagte mit leiser fester Stimme:

„Wer weiß, mein Junge, ob wir uns noch einmal wiedersehen. Ein Jahr ist lang, ich bin schon recht alt. Da will ich dir etwas mit auf den Weg geben, das du, wie ich hoffe, nicht vergessen wirst: Den Baum, unter dem wir jetzt stehen und zu dem du mich so oft hast hinaufschauen sehen, hat mein Großvater gepflanzt, als ich geboren wurde und er hat mich einst so wie ich dich, als ich alt genug war, hierher geführt und mir gesagt: Du mußt den Baum lieben, mußt, wenn du an ihm vorbeigehst willst, jedesmal unter ihm stehen bleiben und eine Minute durch seine Äste in den Himmel gucken. Das ist schöner als ein eingeleitetes Gebet. Da spricht du wortlos mit Gott selbst. Und du wirst außerdem noch manches lernen, was du erst viel später begreifen wirst. Ich hörte damals mit Andacht zu, so wie du mir und habe es auch lange nie unterlassen, unter dem Baum stehen zu bleiben. Am schönsten war es des Abends, wenn die Sterne in den Ästen zu hängen schienen, oder wenn der Mond silberne Schleier über die Zweige und Früchte hing. Ich lernte den Baum lieben, und ich glaube zu wissen, er liebe auch mich und meinte das aus seinem Raschen und Flüstern zu vernehmen. Aber dann vergaß ich ihn, vergaß ich als ich älter und, wie ich so meinte, selbständiger geworden war, es mit gutem Gewissen zu tun, und ich glaubte, ich könne ohne Mühe die Himmel stürmen. Erst als dann das Unglück über mich kam, ich die Bürgerschaft einbildete, die ich für einen Freund gehalten hatte und alles verlor, was ich besaß, da erst gedachte ich wieder des Baumes. Und er gab mir in meiner Not alle Größe und Gedanken von einst, die ich an ihn gerichtet, auf eine sanfte und ruhige Art zurück. Ich richtete durch seine Zweige zum ersten Male wieder ein wortloses Gebet. Da ist der Baum mein Freund geworden, mein Einziger, und ist es geblieben. Ich lernte von ihm, was ich früher nicht begriffen hatte; daß alles auf dieser Welt seine Zeit haben will, das Wachsen, das Blühen, das Fruchtbearbeiten, das Freundschaftsschließen und das wahre, tiefe Liebbaben. Und daß man Opfer dafür bringen muß, daß man Gott Opfer bringen muß, um Gnade zu erhalten. Aber ich lernte auch, daß immer wieder ein neuer Frühling kommt, unabwehrbar, strahlend, was auch in der Welt geschehen mag, und daß der Mensch darin eingeschlossen ist. Und ich lernte auch, daß der, den das alles nicht kümmert, ein recht armer Hund ist!“

Als ich meinen Großvater das von seinem Leben erzählen hörte — war ich still und bewegt. Er streckte seine hagere Hand aus und plückte vorsichtig von einem Zweig einen Apfel, den er erreichen konnte und wendete ihn hin und her in seiner braunen Hand. Dann brach er ihn auseinander, deutete auf das Gehäuse mit den schwarzen Kernen und sagte: „Ja, mein lieber Junge, wir sind von Geheimnissen umgeben, die über Geburt und Tod hinausreichen! Ist es nicht ein Wunder, daß ich zu dir, meinem Enkel, rede und daß du mir zuhörst? Sind wir nicht auch Früchte eines Stammes, durch dessen Zweige die gleichen Worte vom Segen und Fluch der Erde und der göttlichen Dinge wehen? Nun aber wollen wir den Apfel essen, als ein Abendmahl von Gott gesendet, damit wir ihn nicht nur ähnen, sondern auch schmecken.“

Langsam aßen wir den saftigen, duftigen Apfel mitan der wachselben, mattglänzenden Haut. Bissen um Bissen. (Nachdruck verboten.)

# Politik und Kunst

Sie können für unser Gefühl heute mehr zusammen denn je. Wir wenden uns mit Inbrunst allen den Künstlern zu, die auf ihre Weise an unserem Schicksal teilhaben, es zu erklären, zu klären suchen und damit Politik in einen höheren und sehr moralischen Sinn stellen. Wir hören mit besonderer Aufmerksamkeit den Politikern und Dichtern der deutschen Lande wie des Auslandes zu, wenn sie von einer höheren Warte aus, über die Tagespolitik hinaus, ihre getragene Stimme mahnend, anklagend erheben. In einem solchen Sinne ist die Wiedergabe der Worte des Dichters Georg Bernanos gedacht.

Sein Name hat in Deutschland einen metallenen Klang erhalten. Aus der Reihe der international bekannten Namen tauchte dieser christliche Kämpfer Frankreichs wie ein Ritter hervor, der für eine Weltgerechtigkeit zu kämpfen bis aufs Letzte entschlossen ist, als Gläubiger seiner Kirche, aber als einer, der sich nicht an Dogmen bindet, der eine blitzende Klinge führt und über dessen Gestalt kein Schatten pflichtlicher Enge fällt. Vielleicht kennen einige Leser sein Werk „Tagebuch eines Landpfarrers“, das vor dem Kriege als Wahlband der Buchgemeinde Bonn erschienen ist. Schon diese Arbeit war von einer Tiefe des Gefühls, von einer Gedankentiefe und Lebensgewandtheit erfüllt, die erstaunlich und in den Glaubenskämpfen von einer Offenheit war, welche die maßgebenden kirchlichen Kreise Frankreichs in Härtisch schürzbart. Nicht zu unrecht hat man den heute 60-jährigen als den französischen Dostojewsky bezeichnet. Auf einem Photo, das vor 10 Jahren angefertigt sein mag, sieht man ihn mit einem dicken wollenen Halschal, einem starken buschigen Schnurrbart, einer breiten Stirn, tief liegenden großen Augen, und man könnte eher meinen, einen Bildhauer oder einen Philosophen vor sich zu sehen als einen Geistlichen.

## Die Maschinenzivilisation

In den „Dokumenten“, die Jean du Rivau herausgibt (Herausstellung Kottweiler Verlagsdruckerei Rottweil/N.), ist ein Kapitel aus Bernanos jüngstem Buche „La France contre les robots“ zu finden, das die Überschrift: „Beschreibung der Beschränkten“ trägt. In diesen Ausführungen, die wir im Auszug wiedergeben, wird dem Leser klar, welche geistige und kämpferische Kraft in diesem Manne steckt, der ein wahrhaftiger Europäer ist, ein Mensch voll heiligen Zornes und brennender Liebe zu den Menschen, denen er helfen möchte. Er redet ihnen wahrhaftig mit flammender Zunge zu. Seine Worte erinnern an Strapredigten mittelalterlicher Mönche.

der Bernanos in seinen Büchern und Schriften eine Schlacht nach der andern liefert, wird in dem genannten Abschnitt ganz besonders vor Gericht geführt. Es heißt da wie in einer Ansprache an die gesamte Menschheit: „Die Maschinenzivilisation muß die Produktion ihrer Maschinerie absetzen und benutzt zu diesem Zweck — um den Ausdruck zu gebrauchen, der während des letzten Weltkrieges der Volkswirtschaft aus Raube erfunden hat — Maschinen, um den Schädel zu füllen. O, ich weiß, man lächelt über dieses Wort. Man hat kein Empfinden mehr für den wahrhaft dämonischen Charakter jenes ungeheuren Unternehmens einer allgemeinen Verdummung, wobei man die verschiedensten Interessen zusammenarbeiten sieht, die verworrenen wie die erhabenen — denn schon beginnen auch die Religionen, Schlagwörter zu benutzen. Politiker, Spekulanten, Gangster, Händler — für sie alle geht es nur darum, rasch zu handeln, koste es, was es wolle, einen unmittelbaren Erfolg zu erzielen, ob es sich nun darum handelt, eine Seifenmarke auf den Markt zu werfen oder einen Krieg zu rechtfertigen oder niedrigen sich die besten Geister, die durchschnittlichen Geister werden beschränkt, und die Beschränkten, den Schädel zum Bersten vollgestopft, daß die Gehirnmasse aus Augen und Ohren spritzt, stürzen sich, heulend vor Wut und Schrecken, aufeinander.“

Nicht begreifen! Es brauchte ein wenig mehr Herz, als die meisten Menschen heute besitzen, um die Not jener unglücklichen Wesen nachzufühlen, denen man mitteillos jede Möglichkeit entzieht, das kleine Häuflein demütiger Wahrheiten zu erlangen, auf die sie ein Recht haben, während sie jetzt von der Geburt bis zum Tode die Rassel einander widerstrebender Geilüste überkommen muß, die in der Presse, im Rundfunk entfesselt werden. Das ganze Leben

eines dieser Unglücklichen dürfte wahrscheinlich nicht dazu ausreichen, daß er sich auch nur die Hilfe der einander widersprechenden Begriffe aneignen könnte, die ihm aus dem oder jenem Grund innerhalb einer Woche vorgesetzt werden. Die furchtbarste Maschine ist die, welche verfertigt ist, um die Schädel vollzustopfen, das Gehirn zu verflüssigen. Ja, ja, lacht, solange ihr wollt, über meinen Zorn, armeidige Priester ohne Herz, solange ihr noch ein Ende der Tribüne besitzt, dem Beschränkten von dort mit der Hölle zu drohen, weil er vor dem Pfarrer seine Mütze nicht abnimmt oder weil er nichts in den Klingelbeutel wirft, rührt ihr euch, die Gewissen in der Hand zu haben. Eure Drohungen berühren nur noch die Gedärme, nicht mehr die Seelen.

Ich möchte mir gestatten, noch einmal auf jenen in gewissem Sinn so ganz und gar beispielhaften Typ der Maschinenzivilisation und -ordnung zurückzukommen: den Bombensieger. Bei diesem Wort beginnen die Beschränkten sich hinter dem Kopf zu kratzen. Die Beschränkten werden nicht unrecht haben, wenn sie sagen, der totale Krieg sei eine Erfindung der Faschisten. Aber nehmen wir beispielsweise an, während der Zeit des spanischen Krieges hätten die wackeren russischen Armeen Deutschland überfallen. Gibt es rechts oder links einen Beschränkten, der so beschränkt wäre, daß er es wagte, mich der Lüge zu zeihen, wenn ich sage, daß sich die Flieger des Marschalls Stalin genau so hätten benehmen können, wie es vier Jahre später die Flieger des Marschalls Göring taten, ohne dem geringsten Tadel ihrer Freunde auf sich zu ziehen? Diese Herren hätten sich heftiger als je hinterm Haupt gekratzt und die mitteillosen Notwendigkeiten des Krieges angegriffen, wie sie zehn Jahre zuvor, um die Leichen der Leninschen Säuberung zu entschuldigen, die nicht weniger begelbigen Notwendigkeiten der kommunistischen Revolution angriffen haben. Ihr Beschränkter von rechts und links, Hunde, die ihr seid, wenn ihr euch so wütend hinterm Kopf kratzt, dann darum, weil ihr euch im Grunde ja ganz einig seid, weil ihr ja alle sehr wohl wißt, daß der Maschinenzivilisation logischerweise der Maschinenkrieg entsprechen muß. Genug der Frauen, ihr Heuchler! Wischt euch ein letztes Mal die Augen aus und laßt uns noch einmal, wenn ihr wollt, auf unseren Bombensieger zurückkommen. Ich sagte also, daß der brave Kerl, der gerade eine verschlafene Stadt in Schutt und Asche gelegt hat, sich völlig im Recht fühlt, wenn er seinen väterlichen Platz beim Familienmahl zwischen seiner Frau und seinen Kindern einnimmt, ruhig wie ein Arbeiter nach Feierabend. „Was soll denn da dabei sein?“, denkt der Beschränkte in seiner beschränkten Logik. „Dieser brave Kerl ist ein Soldat, und Soldaten hat es immer gegeben.“ Das will ich zugeben. Ein alter spanischer Lander, ein deutscher Landknecht, betrunken, verauf, verhurt, wie sie waren, sie stellen sich wie von selber außerhalb oder an die Außenseite der Gesellschaft. Der Bombensieger von heute, der in einer Nacht mehr Frauen und Kinder tötet als ein Landknecht in zehn Kriegsjahren, würde nicht dulden, daß man ihn für einen schlecht erzogenen, streitsüchtigen Burschen ansehe.

Ich wiederhole, dieser Menschenschlag unterscheidet sich vollkommen von dem aus welchem einst die Abenteurer und Haudgenossen stammten. Er ist tausendfach gefährlicher. Sein Auftreten und sein Umsichgreifen unter uns ist ein beunruhigendes Vorzeichen, eine Bedrohung. Es ist heute nachgewiesen, daß die Maschinenzivilisation für ihre blutigsten Geschäfte Mitarbeiter in jeglicher Gesellschaftsklasse finden kann, unter den Gläubigen oder den Ungläubigen, unter den Reichen oder den Armen, unter den Intellektuellen oder den Ungebildeten. Ihr Beschränkter! Schaut, ich denke schon lange, wenn unsere Art schließlich eines Tages dank der wachsenden Wirksamkeit der Zerstörungstechnik von diesem Planeten verschwindet, so wird für diese unsere Auslöschung nicht die Grausamkeit und noch weniger, wohlgerneht, die Entrüstung, die sie hervorruft, die Repressalien und die Rache, zu denen sie aufruft, verantwortlich sein; weder die Grausamkeit noch die Rache, sondern nichts anderes als die Gefügigkeit, die Unverantwortlichkeit des modernen Menschen, seine verworfene Gefügigkeit jeglichem Willen des Kollektivs gegenüber. Ihr Beschränkter, ihr Beschränkter! Seid ihr so völlig beschränkt, zu glauben, daß, wenn morgen zum Beispiel der russische Imperialismus der amerikanischen Herausforderer, die Bombensieger der einen wie der anderen Nation aus nur einem Augenblick zögerten, von neuem ihre Aufgabe zu erfüllen?

Gehorsam und Verantwortungslosigkeit, das sind die beiden Zauberworte, die das Tor zum Paradies der Maschinenzivilisation wieder öffnen könnten.

# Das Grabmal

Von Kurt Kusenberg

Kurt Kusenberg gehört zu den jüngeren deutschen Dichtern. Von seinen „Sonderbaren Geschichten“ werden die Sammelbände „La Botella und Der blaue Traum“ — beide Bücher sind vergriffen — in Neuausgaben im Rowohlt-Verlag vorbereitet.

ginge es um ihr Seelenheil. Soll gar das Unnutzige dem Nützlichen voranschreiten? Ich arbeite, er spielt und gewinnt sein Spiel, ich werde mitspielen, damit man sieht, daß ich auch das kann, auch das Unnutzige.

Er begab sich allein, ohne die eisenstarrende Schar, die ihn sonst umgab, zu Mafaldo und trug diesen Beistand an. Doch Mafaldo war nicht gewillt, den Sieger in sein Spiel einzulassen.

„Nein“, sprach er und lächelte häßlich, „das ist nicht vorgesehen, und solltest du es erzwingen wollen, so brichst du dein königliches Wort. Mir ward zugesagt, daß ich mein Grabmal bauen dürfe, wie ich es will, ohne jedes fremde Zutun und ohne jede Einmischung. Daran halte ich mich und wünsche mir, daß auch du dich daran hältst.“

Albinam runzelte die Brauen. „Ich hätte dich töten können und kann es auch jetzt, denn du bist in meiner Hand. Daß du mich beim Worte nimmst, ist wahrlich nicht großartig, ich habe mich anders verhalten. Was hast du dawider, daß ich Einsicht in dein Grabmal gewinne, daß ich ein Stockwerk nach meinen Plänen baue, ein Stockwerk oder auch nur ein kleines Kämmerchen?“

„Ich will es nicht!“ entgegnete Mafaldo und wandte sich ab. „Mein Land ist dein Land geworden, aber mein Grabmal soll dich nicht preisen. Du hast Glück in dieser Welt, ich werde es fürderhin haben. Wenn du gestorben bist, liebe ich weiter.“

Albinam blickte dörster vor sich hin. „Ist es wahr“, sprach er langsam, „daß dein Katafalk auf goldenen Rädern dahinrollt?“

„Man sagt es“, erwiderte Mafaldo, „aber man munkelt so vieles, und was die goldenen Räder angeht, so sind es freiwillige Spenden.“

„Die dir das Volk gespendet hat?“ fuhr Albinam auf. „Die dir das Volk gespendet hat“, erwiderte Mafaldo und senkte bescheiden das Haupt.

Albinam dachte nach. „Um welchen Preis“, sprach er, „würdest du mir dein Grabmal abtreten? Um den Preis deines Landes, ja?“

„Um keinen Preis“ gab Mafaldo zur Antwort, und damit war die Unterhaltung beendet, denn es steht einem Sieger wahrlich nicht an, dem Besiegten etwas abzuhandeln.

# Ueber die Dummheit

Jeder Mensch, auch der klügste, hat eine besondere Dummheit, hat einen Punkt, ein Gebiet, einen Gesichtswinkel, wo er dumm ist und andere ihn durchaus eines Besseren belehren können. Ich beispielsweise spüre den eisernen Beilen um meinen Kopf ganz deutlich, ich weiß, wie weit meine Klugheit reicht und wohin sie nicht reicht. Der Verstand des Menschen ist imstande, fast alles zu erfassen, jedoch nicht schlechthin alles. Irgend ein Sektor weiß sich listig seinem Zugriff zu entziehen, und in diesem unbetretenen Winkel räkel sich wohl die Dummheit. Das erklärt die sonst unklärlichen Fehler vieler Menschen von Rang, die durch ihren toten Winkel, ihre Dummheitsdecke spielen lassen. Denn wo man dumm ist, — das kann man nicht wissen, nur ahnen. Wer nicht glaubt, daß er auch dumm ist, altert rascher als der, welcher sich die peinlichdummieste Tarnade einseht. Er altert rascher, weil er wehrt sich selber und gegen andere nicht duldsam ist. Er schwört auf das Präkationswerk seines Verstandes und merkt nicht, wie trocken und heiß es läuft. Die persönliche Dummheit nämlich liefert jenen Tropfen Öl, der das Gefährliche geschmeidig erhält. Wir alle sollten duldamer zueinander sein und Verständnis dafür haben, wenn einer in seinem toten Winkel geraten ist. Man muß dann sagen: „Was er jetzt tut oder sagt, das sieht nicht — das ist nicht er, sondern seine Dummheit. Nehmt es zur Kenntnis, aber kreielt es ihm nicht an. Und was ihm heute geschieht, kann morgen mir zustoßen.“

# Die menschliche Anteilnahme

Von Martin Kessel

Aus dem im Rowohlt-Verlag in Vorbereitung befindlichen Buch „Romantische Liebbereiter“.

Die Fassungskraft und Anteilnahme des Menschen ist erstaunlich begrenzt, jedenfalls viel schwächer und enger, als er selbst es wahrhaben will. Schon von der nächsten Umgebung, vom Verlauf eines Tages, eines halben Tages, eines Vormittags neigt ihm das meiste, auf seinen Weges kommt er an Häusern vorbei, die er derart zu kennen glaubt, daß er sie kaum noch anblickt; in Wirklichkeit kennt er sie gar nicht, er kennt nur das Bild, das er sich davon gemacht hat und das nun gleichsam in ihm verwittert. Wiesweit der Mensch bereit ist, einem fremden Schicksal seine Anteilnahme zu widmen, das erucht man daraus, daß ihm ein Theaterstück anzuhören beginnt, sobald es länger als dreieinhalb Stunden dauert; er zerrigt es in Pausen und Akte, um es überhaupt auszuhalten. Nicht anders ergreift es ihm mit selbsteigenem; er muß durch Tätigkeit abgelenkt werden, muß sich verlieben, muß sich vergessen, um nicht in wahrhaft gefährlicher Weise von sich selber zu zehren.